

Rainer Marten

Endlichkeit

Zum Drama
von Tod und Leben

VERLAG KARL ALBER



Rainer Marten

Endlichkeit

VERLAG KARL ALBER 

Ob wir das Ende verdrängen, tabuisieren, zumindest scheuen – es holt uns ein: das Ende des Lebens. Mehr noch: Es ist ständig gegenwärtig. Unser Verhältnis zur Endlichkeit, das heißt zu Tod und endlichem Leben, ist unhintergebar. Das hat den geschichtlichen Menschen zu Selbstdeutungen unterschiedlichster Art geführt. Doch die Frage, die wir – in Anbetracht von Geburt, Liebe und Tod – uns selbst sind, bleibt notwendig offen. Die hier zusammengeführten Antworten von Literatur, Theologie und Philosophie erweisen sich, wie ihre kritische Darstellung zeigt, als Gestaltungen ihrer Unbeantwortbarkeit. Das ist im Drama von Tod und Leben der Moment der Wiedererkennung: Der Mensch, der sich auf seine Endlichkeit besinnt, kommt in vollendeter Selbsterkenntnis zur Einsicht, mehr zu sein, als er weiß und wissen kann. Das ist nicht seine Tragik, nein, das ist die geistig-schöpferische Freiheit zur Bestimmung des Humanum.

Der Autor:

Rainer Marten, geb. 1928, Professor für Philosophie an der Universität Freiburg i. Br. Zuletzt im Verlag Karl Alber sind von ihm erschienen: »Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion« (2005, ²2009), »Maßlosigkeit. Zur Notwendigkeit des Unnötigen« (2009), »Radikalität des Geistes. Heidegger – Paulus – Proust« (2012).

Rainer Marten

Endlichkeit

Zum Drama von
Tod und Leben

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Für freundschaftliche Begleitung danke ich Winrich Hopp,
Christian Strub und Lukas Trabert

2. Auflage 2015

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2013
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz und PDF-E-Book: SatzWeise GmbH, Trier

ISBN (Buch) 978-3-495-48600-9
ISBN (PDF-E-Book) 978-3-495-86058-8

Inhalt

Vorwort 7

1. Pandora 11

2. Adam und Eva 19

3. Buddha 24

4. Muhammad 32

5. Paulus 41

6. Martin Heidegger: »ursprünglich schuldig« 51

7. Karl Barth: »Todeskrankheit« 62

8. Franz Kafka: »Ruhens im Absoluten« 88

9. Giovanni Boccaccio – Gotthold Ephraim Lessing:
Die Ringparabel 106

10. Mit Gott – ohne Gott 113

11. *Mysterium fidei* – Geheimnis des Lebens 130

12. Endlichkeit 147

Vorwort

Menschheitsmythen geben von früh an zu erkennen, daß der Mensch nicht mit sich zufrieden ist, nicht mit dem Evolutionsprodukt, das er ist, nicht mit dem Leben, das er zu leben hat. Sie schaffen an einem Menschenbild, das dem geschichtlichen Menschen zeigen will, ursprünglich gar nicht so gemeint gewesen zu sein, wie er jetzt ist, was einschließt, ursprünglich ganz anderen Wesens gewesen zu sein. Greift aber erst einmal die Poesie, die den Menschen von sich selbst befremdet sehen will, dann ist auch schon die Frage gestellt, wer oder was daran schuld ist, daß der Mensch, wie er auf der Erde lebt, zu keiner Zeit und an keinem Ort mit seinem poetischen Selbstentwurf zur Deckung gebracht werden kann.

Geben Kinder, die sich an etwas schmerzhaft stoßen, dem die Schuld, woran sie sich gestoßen haben, nicht aber ihrer Ungeschicklichkeit, so ist das nicht Poesie, sondern Zeichen eines in Entwicklung begriffenen Realitätssinns. Die Poesie, aus der die Selbstdiskriminierung des geschichtlichen Menschen sich speist, ist dagegen frei, welche Ursachen sie für den Abgrund bestimmt, der sich zwischen den Menschen, die wir sind, und dem Menschenbild, dem sich die Unzufriedenheit mit Sein und Leben von Unseresgleichen schuldet, auftut. Weiß sie sich an den Grundsatz religiöser Poesie gebunden, daß der Mensch kein Gott ist, dann wird sie in der Regel göttliche Mächte und Kräfte anführen, auf die die Scheidung des Menschen, der wir sind, von dem Menschenbild, dem wir zu unserem Unglück nicht gleichen, zurückgeht. Und es sieht ja in der Tat in den Menschheitsmythen danach aus, daß Gott wie Götter es Menschen nicht

gönnen, ihnen vollends gleich zu sein. Dabei kehren sie nicht nur hervor, die Unsterblichkeit für sich allein reserviert zu haben,¹ sondern auch über Sein und Leben des Menschen in seiner Sterblichkeit frei zu verfügen.

Nun sind aber Menschheitsdichtungen notwendig Geschichtspoésien. Daß der Mensch kein Gott ist, spricht, als poetischer Grundsatz verstanden, keine Statik des Gott-Mensch-Verhältnisses aus, sondern seine Dynamik. Die Wesensdifferenz ist keine in der Urgeschichte festgemachte Konstante, sondern eine geschichtlich gewordene. Gott und Götter, wie sie erdichtet und geglaubt werden, leben nicht davon, keine Menschen zu sein. Der Mensch ist es, der dichtende und zum Glauben bereite Mensch, der in seiner Selbstpoetisierung befremdlich und schmerzlich erfährt, nicht gottgleich zu sein. So ist es kein Wunder, daß die Geschichte des Menschen durch den Menschen in Gang kommt, nicht durch Gott oder Götter. Die Wesensdifferenz von Gott und Mensch geht, wie die Mythen berichten, als eine gewordene auf den Menschen zurück. Er ist schuldig. Er hat Schuld. Das jedenfalls ist die poetischere und in ihrer Poesie überzeugendere Option im Zuge solcher mythologischen Selbstausslegung. Erzählte »Geschichten« erhalten ihr Gewicht durch Selbstbeteiligung des Menschen am Geschehen.

Ist der Mensch mit dem, wie er »jetzt« ist und lebt, nicht zufrieden, steht kein sozialer Unfriede im Fokus, sondern ein als vital empfundener. Denkt er sich das Einst, das seiner Geschichte vorausliegt, und das Einst, das ihr Ende markiert, um sein Jetzt zu diskriminieren und diskreditieren, so muß er es sich selbst zurechnen, daß er jetzt, in der Zeit, das ursprüngliche wie das eschatologische Einst schmerzhaft vermißt. Doch die Poesie trifft auch Vorsorge. Zu seinem Glück entdeckt er dann Tür und Tor, den Zugang zum ursprünglichen Einst neu zu gewinnen: Ist er auch schuld an seiner geschichtlichen Situation, so

¹ »*Se réservant l'immortalité / À eux seuls!*« *Gilgameschepos*, frz. (trad. aus dem Akkadischen / introd. Jean Bottéro), Paris 1992, 258.

lassen Schulden sich begleichen, Schuld sich sühnen. Diese poetisch in Gang gebrachte Geschichte menschlicher Selbstbefremdung und Schuldhaftigkeit führt über sein Jetzt hinaus: Entweder wird der geschichtliche Mensch von sich selbst erlöst oder nicht erlöst, das heißt von der Endlichkeit und eben Tödlichkeit seines Lebens. Leben, das sich als Geburt, Liebe und Tod erfährt und bejaht, ist in dieser Geschichte nicht vorgesehen.

Die Unzufriedenheit des »jetzigen« Lebens mit sich selbst nimmt ja ihre Kraft aus der Überzeugung, Leben könne allein mit sich selbst zufrieden sein – als schlechtweg todloses. Wie es aber diesen Frieden nicht gibt, so findet auch das Drama von Tod und Leben kein Ende. Jene Unzufriedenen haben die Geschichte des Menschen, die von den Neuinszenierungen seiner Endlichkeit lebt, nicht für sich vereinnahmen können.

1. Pandora

I.

Zeus grollt.¹ Das ist in der hesiodischen Menschheitsdichtung die Ausgangslage des geschichtlichen Menschen. Der mächtigste der griechischen Götter, der einzige, der mit griechischen Stämmen aus dem Norden über die Alpen nach Griechenland kam,² ist verärgert, weil er bei den Menschen Feuer sieht, das Prometheus gegen seinen erklärten Willen und dann auch noch heimtückisch ihnen zur Nutzung brachte.

Was ist das für eine Art, dem Menschen nicht das Feuer zu gönnen, und, weil er es wider seinen, eines Gottes Willen in Gebrauch genommen hat, ihm sogleich, Heimtücke mit Heimtücke vergeltend, mit Übel,³ mit Elend und Trauer⁴ zu kommen? Ja, das ist divine Art. Göttliche Höchstmacht leidet es nicht, daß bei den ihr gegenüber Ohnmächtigen eitel Wohlgefallen an Sein und Leben herrscht. Diese Macht braucht es, daß signifikant Anderes klar und deutlich seinen Fehl an Macht zu spüren bekommt. Das aber ist nicht der Psychologie des Gott-Mensch-Verhältnisses geschuldet, sondern seiner Poesie. Die Selbstpoetisierung erreicht darin ihr Höchstes, daß sie die

¹ Hesiod, *Theogonie* 568; *Werke und Tage* 47.

² Bereits bei der Einwanderung im 2. Jahrtausend v. Chr. wurde Zeus als Vater verehrt, was ein Grund dafür war, daß sich mit ihm monotheistische Vorstellungen verbinden konnten. Siehe Erika Simon, *Die Götter der Griechen*, 4. neu bearb. Aufl., München 1998, 16 ff.

³ Hesiod, *Theogonie* 570.

⁴ Hesiod, *Werke und Tage* 49.

1. Pandora

höchstmögliche Abwertung des Menschen mit seiner höchstmöglichen Aufwertung verbindet. Es wäre keine sonderliche hermeneutische Leistung, die Ursache der Selbstunzufriedenheit in eine Macht zu verlegen, die nicht zur Reichweite des eigenen Selbst gehört. Gott und Götter zu erdichten, die jede Befindlichkeit des Menschen zu verantworten hätten, bedeutete, den Fokus der Auslegung aus den Augen zu verlieren: das Selbst.

Zeus grollt. Er sendet Unheil. Warum denn aber nur, wenn doch die Untat des Feuerbringers, eines Titanen, nicht von Menschen angestiftet, vorausgesehen und ausgeführt wurde, freilich für sie von Nutzen war und ist? Das eben ist höhere Poesie: Der geschichtliche Mensch ist für alle Errungenschaften, die zu seinem Wesensverhalten gehören, voll verantwortlich. Was er als »Geschick« erdichtet, als unabwendbar auf ihn Zukommendes, genau das rechnet er sich selbst zu. Der Titan war's, und was aus dessen Tat zu ihrer Vergeltung folgt, ist dem Gott zuzurechnen, und eben darum war es, so will es die sich im Mythos ereignende Selbstaufklärung, der Mensch selbst. Das ist das Wahrzeichen seiner die Transzendenz nutzenden Selbstausslegung.

II.

Der Mensch ist schuld am Wie seiner Existenz. Das ist der schärfste Gedanke, den Mythologie und religiöse Poesie ins Spiel bringen, um sich selbst einen verlässlichen Grund zu verschaffen. Selber schuld zu sein – nichts könnte für Götterdichtung gründender sein, weil nichts für den Menschen beschämender und verpflichtender sein könnte. Dem geschichtlichen Menschen ist damit das Recht, ja die Möglichkeit genommen, sich in seiner jeweiligen Gegenwart als Produkt der Evolution, gerade auch der kulturellen, zu begreifen. Die Erdichtung der Urschuld des Menschen am Wie seiner signifikanten Lebensumstände folgt keinem Belieben. Sie ergibt sich konsequenter-

weise aus der Urpoesie seiner in der Weise des Mythos aufklärenden Selbstauslegung. Die Scheidung von Gott und Mensch, ob von Rhapsoden als erzählte Geschichte gehört oder, wie religiöse Emphatik es beschreibt, im tiefsten Herzen geglaubt, ja existentiell erfahren, ist in ihrer Bedeutung für die sich wissende Identität des Menschen nicht zu überschätzen. Einmal in die Differenz von Unsterblich und Sterblich, Allmächtig und Ohnmächtig verstrickt, sind Menschen von dem Gefühl, ja von der praktischen Gewißheit beherrscht, selbst daran schuld zu sein, wie sie zu leben haben und was das Leben mit ihnen vorhat.

Sobald Götter und Menschen sich *scheiden, messen* sie sich miteinander. Im Griechischen ist es dasselbe Wort: *krinein*.⁵ Sieht jedoch Hesiod in der Konkurrenz unter Menschen einen »guten Streit«, ⁶ sofern er fruchtbar ist, dann kann eine Konkurrenz zwischen Gott und Mensch zu nichts Gutem führen, weil Gott und Götter dem Menschen unendlich überlegen sind, es sei denn, daß es gut wäre, dem Menschen seine Ohnmacht noch eigens als Stempel aufzudrücken. Der Mensch hätte im Sichmessen mit Gott und Göttern nur dann eine Chance, wenn ihm ein Betrug gelänge. Doch Zeus durchschaut jeden Betrug. Weil aber, wie es der Versuch des Nichtgotts Prometheus, sich mit dem höchsten Gott zu messen, zeigt, dem Ohnmächtigen nur der Betrugsversuch bleibt, kann das Verhältnis von Gott und Mensch in seinem Ursprung allein in einem rechtlichen Konflikt bestehen: Der Frevler wird bestraft, und zwar durch ein Übel (*kakon*).

Die mythologische Selbstdeutung des Menschen, von Gott und Göttern geschieden zu sein, bildet als Kunstwerk ihre eigene Gesetzmäßigkeit aus. Die Erdichtung von Unsterblichen, den Menschen an Macht unendlich Überlegenen, läßt aus der Freiheit poetischer Selbstauslegung kein Belieben werden. Mit dem an der Differenz von Zeit und Ewigkeit, Ohnmacht und Macht

⁵ Hesiod, *Theogonie* 535.

⁶ Hesiod, *Werke und Tage* 24. Vgl. Aischylos, *Eumeniden* 975.

1. Pandora

festgemachten Verhältnis von Mensch und Gott hat sich die menschliche Kultur den Einstieg in ein Drama verschafft, für das der Spielraum dramaturgischer Freiheit begrenzt ist. Wie sich Gott und Götter in ihm aufführen und wie der Mensch, steht unausweichlich in einem Bedingungsverhältnis. Zeus grollt. Nein, Gott und Götter müssen nicht grollen. Als notwendig aber wird es sich erweisen, daß das Verhältnis ein affektives ist. Das ist intimste Eigenart seiner lebendigen Dramatik. Zeus vergilt Heimtücke mit Heimtücke. Nein, Gott und Götter müssen sich nicht hinterlistig verhalten. Als notwendig aber wird sich erweisen, daß das Verhältnis ein nach Recht und Gerechtigkeit konfliktträchtiges ist.

Poesie, die mit der Scheidung von Gott und Mensch einsetzt, bringt die Urschuld in die Welt. Provokativ formuliert: Mythologische und religiöse Erdichtung von Divinem ist schuld an der ursprünglichen Schuldhaftigkeit des Menschen. Diese aber besteht darin, und das ist die insgeheime Höchstleistung dieser Poesie, daß er an nichts anderem schuld ist als an sich selbst, was allem zuvor heißt: an seinem Wie. Soll die poetische Unterscheidung von Gott und Mensch begründet werden, dann nicht anders als durch eine Verurteilung des Menschen. Die Selbstausslegung des Menschen im Zuge seiner Selbstpoetisierung beginnt als Selbstverurteilung.

III.

Göttlicher List zu entgehen, haben die Menschen kein Mittel (*amêchanon*).⁷ Weibliche Schönheit, ist sie außerordentlich, wird unter Menschen als Wunder gefeiert.⁸ Der sinnlich-geistig übermächtigenden Faszination von Wundern kann sich niemand entziehen. Um die Schönste freien alle (*pantes mnônto*),

⁷ Hesiod, *Theogonie* 589; *Werke und Tage* 83.

⁸ *Odyssee* 11, 287.